

Heinz-Jürgen Voß (Hg.)  
Westberlin – ein sexuelles Porträt

Die Reihe ANGEWANDTE SEXUALWISSENSCHAFT sucht den Dialog: Sie ist interdisziplinär angelegt und zielt insbesondere auf die Verbindung von Theorie und Praxis. Vertreter\_innen aus wissenschaftlichen Institutionen und aus Praxisprojekten wie Beratungsstellen und Selbstorganisationen kommen auf Augenhöhe miteinander ins Gespräch. Auf diese Weise sollen die bisher oft langwierigen Transferprozesse verringert werden, durch die praktische Erfahrungen erst spät in wissenschaftlichen Institutionen Eingang finden. Gleichzeitig kann die Wissenschaft so zur Fundierung und Kontextualisierung neuer Konzepte beitragen.

Der Reihe liegt ein positives Verständnis von Sexualität zugrunde. Der Fokus liegt auf der Frage, wie ein selbstbestimmter und wertschätzender Umgang mit Geschlecht und Sexualität in der Gesellschaft gefördert werden kann. Sexualität wird dabei in ihrer Eingebundenheit in gesellschaftliche Zusammenhänge betrachtet: In der modernen bürgerlichen Gesellschaft ist sie ein Lebensbereich, in dem sich Geschlechter-, Klassen- und rassistische Verhältnisse sowie weltanschauliche Vorgaben – oft konflikthaft – verschränken. Zugleich erfolgen hier Aushandlungen über die offene und Vielfalt akzeptierende Fortentwicklung der Gesellschaft.

BAND 30  
ANGEWANDTE SEXUALWISSENSCHAFT

Herausgegeben von Maika Böhm, Harald Stumpe,  
Heinz-Jürgen Voß und Konrad Weller  
Institut für Angewandte Sexualwissenschaft  
an der Hochschule Merseburg

Heinz-Jürgen Voß (Hg.)

# **Westberlin – ein sexuelles Porträt**

Mit Beiträgen von Gülşen Aktaş, Bilbo Calvez,  
Gérôme Castell, Jayne County, Danielle de Picciotto,  
Nora Eckert, Egmont Fassbinder, Carolyn Gammon,  
Cihangir Gümüştürkmen, Peter Hedenström,  
Manfred Herzer-Wigglesworth, İpek İpekçioğlu,  
Susann Kaiser, Manuela Kay, Wilfried Laule,  
Katharina Oguntöye, Jayrôme C. Robinet,  
Dieter Telge und Koray Yılmaz-Günay

Psychozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2021 Psychosozial-Verlag, Gießen

E-Mail: [info@psychosozial-verlag.de](mailto:info@psychosozial-verlag.de)

[www.psychosozial-verlag.de](http://www.psychosozial-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Kurt Schwitters, *Merzbild mit Regenbogen*, 1920–1939

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-3108-2 (Print)

ISBN 978-3-8379-7785-1 (E-Book-PDF)

# Inhalt

<b>Einleitung</b>	7
Geschlecht und Sexualität im Grenzbereich <i>Heinz-Jürgen Voß</i>	

## **Eröffnungen**

<b>Warten auf die erste U-Bahn</b>	27
<i>Manuela Kay</i>	

<b>Raus aus dem Schrank und rein in die Straßen</b>	37
<i>Peter Hedenström</i>	

<b>»Ich habe über die türkische Community die Genderreisen schon mitbekommen, als es in Deutschland noch gar kein Thema war.«</b>	45
<i>İpek İpekçioğlu im Gespräch</i>	

<b>Bildstrecke: Aktivismus 1972 – 1973 – 1979</b>	59
---	----

## **Kunst – Kultur – Politik**

<b>Dykes im Kopfsteinpflaster-Kreuzberg</b>	77
<i>Carolyn Gammon im Gespräch mit Katharina Oguntoye, Redaktion: Susann Kaiser</i>	

<b>Frauenbewegt in Berlin</b>	93
<i>Gülşen Aktaş im Gespräch</i>	

<b>Aus den Erinnerungen einer Süd-Neuköllner Tunte</b>	103
<i>Manfred Herzer-Wigglesworth</i>	

<b>Meine schwul-bewegten Jahre</b>	127
<i>Wilfried Laule</i>	
<b>»Es hat mehr als eines Mannes bedurft, um Shanghai Lily zu werden.«</b>	153
<i>Egmont Fassbinder im Gespräch</i>	
<b>HIV und Aids in Westberlin</b>	165
<i>Dieter Telge</i>	
<b>Ein Westberlin-Märchen</b>	181
<i>Koray Yilmaz-Günay</i>	
<b>Geniale Geneal(l)ogie: meine Spoken-Word-Vorfahr*innen</b>	187
<i>Jayrôme C. Robinet</i>	
 <b><i>Geschlechterräume</i></b>	
<b>Hungrig nach Wirklichkeit – meine hedonistischen 70er Jahre</b>	207
<i>Erinnerungen einer Transfrau</i>	
<i>Nora Eckert</i>	
<b>Die Mädels der Mauerstadt</b>	243
<i>Jayne County</i>	
<b>»Es gibt doch nichts Göttlicheres, als Berlinerin zu sein.«</b>	259
<i>Gérôme Castell im Gespräch</i>	
<b>»Ich habe gedacht: Rassismus ist vorbei. Homophobie ist vorbei. Klassismus ist vorbei. Das ist Berlin.«</b>	277
<i>Bilbo Calvez im Gespräch</i>	
<b>Ein sexuelles Porträt?</b>	295
<i>Cihangir Gümüştürkmen</i>	
<b>»Diese ganzen Gender-Sachen waren irgendwie aufgelöst.«</b>	309
<i>Danielle de Picciotto im Gespräch</i>	

# Einleitung

## Geschlecht und Sexualität im Grenzbereich

*Heinz-Jürgen Voß*

Einen Band über Westberlin – oder West-Berlin, selbst das wäre eine Debatte wert – zu machen, ist kein so einfaches Unterfangen. Das trifft einmal mehr zu, wenn es um die aktuell gesellschaftlich aufgeladenen Themen »Geschlecht« und »Sexualität« geht. Es gilt verschiedene Perspektiven ausgewogen zur Geltung und miteinander ins Gespräch zu bringen. Das konkrete Leben soll gewürdigt werden, politische Kämpfe und Diskussionen sollen gleichwohl nicht zu kurz kommen – sie haben, oft notgedrungen, das Leben der Akteur\*innen geprägt. Nachdem sich die rechtlichen Bedrängungen in Westdeutschland und Westberlin lockerten und Engagierte ein lesbisches und schwules – teils auch geschlechtlich offenes – (sub-)kulturelles Leben etabliert hatten, kam Aids. Es führte zu neuerlichen Gefahren für Menschen, die nicht der gesellschaftlichen Norm entsprachen, und prägte die persönlichen Erfahrungen. Auch hier waren Engagierte notwendig, um »Scharfmachern« wie Peter Gauweiler und Horst Seehofer zu widersprechen und Selbsthilfe- und Unterstützungsstrukturen aufzubauen.

Für »queere« – und straighte – Leute mit Migrationshintergrund kamen weitere Bedrückungen hinzu: Aufbauend auf diskriminierenden Regelungen für »Ausländer« in Westdeutschland und Westberlin seit 1973 (z. B. Absenkung des Kindergeldes für »ausländische« Kinder, 1975; Reduzierung der Schulpflicht für »ausländische« Kinder im Berliner Schulrecht, 1980), nahmen die besonders scharfen Nachzugsregelungen für Gastarbeiter\*innen (und »Ausländer\*innen« insgesamt) mit dem »Ausländererlass« 1981 (mit Bezug zum damaligen Innensenator Heinrich Lummer [CDU] auch als »Lummer-Erlass« bekannt) in Westberlin ihren Ausgangspunkt – und wurden später von der Bundesregierung auch für die Länder Westdeutschlands empfohlen. Verbunden mit dem »Ausländererlass« war zudem eine Regelung, die für Kinder von »Ausländern«

vorsah, dass sie mit Erreichen des 18. Lebensjahrs Westberlin und Westdeutschland verlassen sollten (vgl. Uçar, 1982).

Trotz der staatlichen und gesellschaftlichen Bedrohungen finden sich in den Beschreibungen, die im Band zusammenkommen, so viele lustvolle Momente und betonen die Beitragenden Möglichkeiten – die karge Stadt Westberlin, die Menschen anzog, die Alternativen suchten, die sich auch geschlechtlich und/oder sexuell ausprobierten und sich Möglichkeitsräume eröffneten. Im Folgenden wird entlang zweier Emanzipationsgeschichten, die verschiedene Fokusse setzen, in die lebendigen Erzählungen eingeführt.

## **Eine erste Westberliner Emanzipationsgeschichte**

Wenn man an Geschlecht und Sexualität in Westberlin denkt, könnte man zuerst auf Zeki Müren, Bülent Ersoy und Hatay Engin kommen, so wie es İpek İpekçiöğlü tut, die eine international bekannte Berliner DJ ist und zu dem hier vorliegenden Band beigetragen hat. Auch der Publizist und Aktivist Koray Yılmaz-Günay nennt sogleich die queeren »Ikonen« Zeki Müren und Bülent Ersoy. Hatay Engin legt auch heute auf, etwa im *Südblock* und im *Queer Gazino* in Neukölln. »Im Rückblick auf die Musikgeschichte in der Türkei haben »Gazinos« queeren Individuen die Möglichkeit gegeben, sich auszudrücken« (Renk Magazin, 2019). Sie gehörten seit den 1930er Jahren in der Türkei zu den »wichtigsten Orte[n], an denen viele queere Künstler neben nicht-queeren Künstlern auftreten konnten«, heißt es in der Selbstdarstellung der Neuköllner Location, mit Verweis auf das eigene Angebot von Essen, Alkohol und Livemusik, zugänglich für ein Publikum »mit unterschiedlichem sozioökonomischen Hintergrund« (ebd.). Zeki Müren (1931–1996) und Bülent Ersoy (\*1952) gehören zu den queeren Wegbereiter\*innen – nicht nur in der Türkei. İpek İpekçiöğlü schreibt:

»Perception of Westberlin. Bülent Ersoy war gerade da, im Krankenhaus. Da habe ich sie einmal besucht, also meine Mutter hat sie mit mir besucht. Oder Hatay Engin, Berliner Pendant zu Zeki Müren. Damals war der »Türkische Basar« im Hochbahnhof Bülowstraße. Da habe ich die ersten Belly Dance machenden Männer gesehen. In Berlin, in Westberlin, habe ich über die türkische Community die *Genderreisen* schon mitbekommen. Das waren die wichtigen Personen der türkischen ersten und zweiten Generation. Also



wir haben damals schon Transgender-Personen gekannt, als es in Deutschland noch gar kein Thema war. Und wir haben schon mit dieser *Genderfluidness* gelebt. Was es heute im Vergleich zu früher einfacher macht, ist, dass wir heute mehr Begriffe haben, um etwas zu beschreiben, wie *Genderfluidness*.«

Zeki Müren und Bülent Ersoy – und dann ebenso Hatay Engin – sind queere Ikonen für türkeistämmige Westberliner Queers. Und nicht nur für die. Die »türkische[n] Diven« (ORF, 2017) waren (und sind) gefeiert: Als Zeki Müren 1996 starb, kamen zehntausende Menschen zur Beerdigung. Müren galt als »Sonne der Kunst« (»Sanat Günepi«), die nun »untergegangen« war, wie das türkische staatliche Fernsehen zur Beerdigung einblendete (vgl. ebd.) und Hatay Engin im Interview mit der *taz* beschreibt (*taz*, 1996). Während sich Müren zu seiner Homosexualität nicht äußerte, sondern, sofern er auf seine »betont feminine Kleidung angesprochen wurde, antwortete [...], dass Künstler viele Farben zu tragen pflegen« (ORF, 2017), war Bülent Ersoy als Schwuler out, bevor sie sich 1980 geschlechtsangleichenden Eingriffen unterzog. Als sie bei einem Konzert, auf Aufforderung des Publikums, die Bluse öffnete und ihre hormonbehandelten Brüste zeigte, wurde sie von der türkischen Staatsanwaltschaft – unter dem sich 1980 an die Macht geputschten Militärregime – zu 48 Tagen Freiheitsstrafe und sieben Jahren Auftrittsverbot verurteilt. Vorübergehend ging sie ins Exil nach Westdeutschland. Im Jahr 2008 kam sie erneut vor Gericht, weil sie in der Castingshow *Popstar Alaturka* den türkischen Militäreinmarsch im Nordirak kritisiert hatte: Sie »würde ihren Sohn, wenn sie denn einen hätte, >niemals in diesen Krieg, der von anderen am Schreibtisch ausgeheckt wird, schicken««, auf die Einlassung einer Co-Jurorin hin, die einen Märtyrerkult beschwor, setzte Ersoy fort: »Immer dasselbe Gerede. Die Kinder sterben, Tränen, Trauer, Beerdigungen ... und dann immer diese Klischees« (Heise.de, 2008).

Yener Bayramğlu hebt in seiner vorzüglichen Untersuchung *Queere (Un-)Sichtbarkeiten* (2018) im Vergleich der deutschen *Bild*-Zeitung und der türkischen *Hürriyet* hervor, wie bedeutsam konkrete Ereignisse sind. Trans\* wurde in der *Hürriyet* und unter türkeistämmigen Personen breit Thema, eben durch die Geschlechtsangleichung des türkischen Popstars Bülent Ersoy. In der *Bild*-Zeitung blieb Trans\* hingegen so randständig, dass die Zahl der Beiträge nicht für eine inhaltliche Auswertung ausreichte. Auch der Militärputsch 1980 in der Türkei habe so bemerkenswerte Auswirkungen gehabt: »In paradoxer Weise führte die politische Atmosphäre

des Militarismus zu einem Diskurs über Sexualität, in dem in der medialen Öffentlichkeit zum ersten Mal offen über Themen wie Homosexualität sowie Geschlechtsangleichungen gesprochen wurde« (Bayramoğlu, 2018, S. 51).

Zeki Müren, Bülent Ersoy und Hatay Engin wirken breit in der türkeistämmigen Community. Und so ist »Kiez-Größe« Richard Stein (*Südblock, Möbel Olfe*) noch immer davon beeindruckt, welch breites Publikum Hatay Engin bei aktuellen Veranstaltungen anspricht: »Wenn ich diese coole Mischung sehe, frage ich mich immer wieder, wie macht Hatay das bloß?« (tip, 2012).

Der Weg dorthin war nicht einfach, wenn man auf die Migrationsbedingungen der türkeistämmigen Bevölkerung in Westberlin sieht. Durch das Anwerbeabkommen Westdeutschlands mit der Türkei kamen zwischen 1961 und 1966 rund 6.000 Gastarbeiter\*innen aus der Türkei nach Westberlin. Zunächst handelte es sich insbesondere um Frauen. Die Lebensbedingungen waren schlecht: Die Wohnheime, in denen die Gastarbeiter\*innen untergebracht wurden, waren schlecht ausgestattet und überbelegt. Durch die für die Einreise notwendige Arbeitsverpflichtung – oft zur Doppelschicht – bestanden kaum zeitliche Kapazitäten, um Deutsch zu lernen (vgl. Voß & Wolter, 2013, S. 119–133). Das war auch nicht vorgesehen – da das Anwerben noch darauf ausgerichtet war, dass die Angeworbenen nur einige Jahre bleiben sollten. Die Unternehmen sollten sich auf ein »Rotationsprinzip« verpflichten – nach einiger Zeit hätten Arbeitskräfte in die Türkei zurückgeschickt und durch neue ersetzt werden sollen. Das erwies sich aber als schlecht praktikabel und unwirtschaftlich, weil stetig neue Arbeitskräfte hätten angelernt werden müssen. Entsprechend verlängerten die Unternehmen lieber die bestehenden Verträge (vgl. Uçar, 1982; Greve & Çınar, 1998).

Die Angeworbenen gründeten Familien und suchten sich Wohnungen – billige, meist in sanierungsbedürftigen Gebieten wie Kreuzberg und Wedding gelegen. Durch die steigende Zahl von Gastarbeiter\*innen – bis Dezember 1973 war die Zahl der Gastarbeiter\*innen in Westberlin auf etwa 140.000 Personen angewachsen, darunter 79.000 türkeistämmige (Greve & Çınar, 1998, S. 16f.; vgl. Uçar, 1975, 1982, S. 4) – bildete sich nach und nach ein eigenes Stadtleben mit auch kleinen türkischen Geschäften heraus. Die Aktivitäten des Westberliner Senats zielten damals noch nicht auf eine Förderung des Kennenlernens der deutsch- und türkeistämmigen Bevölkerung. Vielmehr wurden etwa in Schulen spezifische

»Migrantenklassen« geschaffen. 1975 verhängte der Senat einen »Zuzugsstopp für Ausländer« für Bezirke, in denen der »Ausländeranteil« bei zwölf Prozent lag, was Kreuzberg, Wedding und Tiergarten betraf (vgl. Uçar, 1982; Greve & Çınar, 1998; Funke, 2003). Der Militärputsch in der Türkei 1980 – wie schon der 1971 – führte dazu, dass zu den Wirtschaftsmigrant\*innen in größerem Maß politische Migrant\*innen kamen, die in der Bundesrepublik Asyl beantragten. Auch von ihnen kamen einige nach Westberlin. Nach und nach entstanden erste kulturelle und politische Vereine. Erst 1989, nach dem Fall der Berliner Mauer, wurde der »Zuzugsstopp für Ausländer« in den Berliner Bezirken aufgehoben (vgl. Greve & Çınar, 1998).

Weitere Beschränkungen nahmen im Westberliner Senat ihren Ausgangspunkt und galten dann als Vorbild für Empfehlungen der Bundesregierung an die Bundesländer. So wurde 1980 im Berliner Schulrecht die Schulpflicht für »ausländische« Kinder reduziert. Ende 1981 wurde in Westberlin, als »erste schwere rechtliche Maßnahme zur Einschränkung [...] in der Bundesrepublik« (Uçar, 1982, S. XVIII), der Nachzug von Angehörigen – Kindern und Ehegatten – massiv beschränkt. Der »Lummer-Erlass« sah weiter vor, »daß die Kinder ausländischer Familien in der Regel ausgewiesen werden, wenn sie 18 Jahre alt geworden sind« (ebd., S. XIX). Massive Proteste waren die Folge.<sup>1</sup>

Zu den restriktiven staatlichen Regelungen und den schlechten Wohn- und Lebensbedingungen, die sich in wirtschaftlichen Krisen besonders verschlechterten – in der Rezession von 1967 verloren 30 Prozent der Arbeitsmigrant\*innen ihren Arbeitsplatz, sodass die meisten von ihnen gezwungen waren, die Bundesrepublik zu verlassen; 1975 waren sie viermal so stark von Kündigungen betroffen wie einheimische deutsche Arbeitneh-

1 Die Proteste gegen den »Ausländererlass« von Innensenator Heinrich Lummer sind gut dokumentiert, etwa durch die digitale Fotosammlung »Jürgen Henschel (1959–1991)« im FHXB Museums (<https://fhxb-museum.de>). In der Tagespresse in West und Ost gab es vielfältige Reaktionen. Auch in der Folge trieb Lummer Regelungen gegen Migrant\*innen voran. Im Interview mit dem Spiegel unterstrich er 1984 seine Haltung und rechtfertigte seine früheren Aussagen, unter anderem: »Hier bin ich nicht mehr in meiner Heimat, sondern die haben sie mir in einer ganz bestimmten Weise geklaut. Die ganze Umgebung ist ihm fremd geworden. Das fängt beim Geruch an und geht bis zur Straße« (Spiegel, 1984). Nach stetig deutlicheren rechtsextremen Verbindungen publizierte er 1999 im rechtsextremen Hohenrain-Verlag das Buch *Deutschland soll deutsch bleiben*.

mer\*innen (Ha, 2012, S. 70f.) –, kamen stete Erfahrungen mit Alltagsrassismus. Eine Betroffene berichtet 1985:

»Wir sind also nach Berlin und haben da in einem Zimmer bei einer Freundin vorübergehend gewohnt. Als ich dann angerufen habe wegen einer Wohnung, war immer gleich die erste Frage: »Was für eine Nationalität haben Sie?« und ich sagte dann: Türkin. »Es gibt keine Wohnung«. Dann mußte ich sagen: ich bin mit einem Deutschen verheiratet! »Ach ja, dann soll ihr Mann kommen, oder ihr Mann soll anrufen!«. Ich bin kein Mensch. Mein Mann ist ein Mensch, weil er ein Deutscher ist [...] und ich gehöre auch dazu, bin [...] so ... ein halber Mensch. [...] Auf der Straße habe ich mich nicht wohlgeföhlt. Ich bin auf Wohnungssuche gegangen, habe die eleganteste Kleidung angezogen, bin mit einem Taxi hingefahren, bemüht zu zeigen, daß ich ja nicht eine solche Türkin bin, oder überhaupt so eine Ausländerin. Wie konnte ich überhaupt so etwas tun??« (in Bargan et al., 1985, S. 55ff.)

Frauen als relative Wesen ihres Ehemannes: Männerdominanz, wie sie die deutsche und die türkische Gesellschaft kennzeichnet – wir erinnern uns: bis 1977 hatte der Ehemann in der Bundesrepublik und Westberlin das Recht, den Job der Ehefrau zu kündigen, falls sie »den Haushalt vernachlässigte« –, wurde auf diese Weise auch in Bezug auf Migrant\*innen zementiert. Die Arbeitslosigkeit, von der Migrant\*innen eher als einheimische deutsche Arbeitskräfte betroffen waren, konnte ebenfalls Geschlechterverhältnisse restaurieren. Aber, wie stets, sind die individuellen familiären Verhältnisse entscheidend und konnten sich auch »Geschlechterrollen« verflüssigen, wie aus Koray Yılmaz-Günays biografischer Beschreibung deutlich wird. Gülşen Aktaş war von Anfang an – sie selbst kam 1979 in die Bundesrepublik, zunächst nach Frankfurt, dann nach Westberlin – feministisches Streiten sehr wichtig:

»Ich war [in Frankfurt] in einer internationalen Frauengruppe mit kurdischen Frauen, iranischen und deutschen. Und als ich nach Westberlin kam, bin ich als Erstes in eine Frauengruppe gegangen. Ich bin matriarchalisch erzogen, ich brauche Frauen um mich herum. Also gehe ich ins Frauenzentrum in der Stresemannstraße [...]. Und da habe ich auch Dagmar (Schultz)<sup>2</sup>

---

2 Dagmar Schultz ist eine feministisch engagierte Autorin, Dozentin, Filmemacherin, Verlegerin und Fotografin. Informationen: <http://dagmarschultz.com/> (06.05.2021).

kennengelernt. In die Frauenbewegung und dann in den *Schabbeskreis* habe ich mich eingebracht. Es waren sehr prägende Jahre. Wir haben uns jeden Freitag getroffen; und später sind verschiedene Gruppen – auch schwul-lesbische und die internationale Frauengruppe – gegründet worden.«

Der lesbisch-feministische Schabbeskreis entstand 1984. Jüdische und nichtjüdische Frauen setzten sich dort mit Antisemitismus in der Frauenbewegung und mit Fragen jüdischer Geschichte auseinander (vgl. Jacoby & Magiriba Lwanga, 1990; Baader, 1993); unter anderem in der Tradition des Schabbeskreises sieht sich die aktuelle jüdische Zeitschrift *Jalta*. 1986 gründeten Schwarze Frauen und Lesben – unter ihnen Katharina Oguntoye (vgl. ihren Beitrag und den von Jayrôme C. Robinet hier im Band) – aus aktivistischen Zusammenhängen heraus und inspiriert auch von Audre Lorde ADEFRA (Schwarze Frauen in Deutschland). Schließlich entstand 1991 in Berlin die erste Gruppe von Lesben aus der Türkei und etwas später GLADT (vgl. İpek İpekçiöglü hier im Band). Am 24.12.1994 fand die erste Queer Oriental Dance Floor Party im *SO36* statt – DJ: İpek İpekçiöglü.

## **Eine zweite Westberliner Emanzipationsgeschichte**

Die zweite Emanzipationsgeschichte ist nicht weniger bemerkenswert. Und auch sie geht in großen Teilen von Personen aus, die »migrierten« – oft aus Westdeutschland, unter anderem, um vor der Einberufung ins Militär zu fliehen. Und auch diese Emanzipationsgeschichte geht mit Zwängen um – einerseits dem Paragraphen 175, der in Westdeutschland und Westberlin noch bis 1969 in der verschärften Nazi-Fassung bestand, andererseits eben der Einberufungspraxis der Bundeswehr.

Man kommt nicht umhin Rosa von Praunheims Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt*, der 1971 uraufgeführt wurde, an den Beginn dieser Emanzipationsgeschichte zu setzen. Nach seiner Aufführung entflammten in vielen Städten intensive Diskussionen – so auch in Westberlin, wie Egmont Fassbinder, Peter Hedenström, Wilfried Laule und Manfred Herzer-Wigglesworth in ihren Beiträgen lebhaft beschreiben. Eine der Voraufführungen, im *Kino Arsenal*, führte zum Skandal. In der »Diskussion überschlugen sich die Stimmen in empörten Dissonanzen (>Rosa, was hast du aus uns gemacht?!<)« (vgl. den Beitrag

von Wilfried Laule). Die Wogen ließen sich glätten – und es kam noch im selben Jahr zur Gründung der Homosexuellen Aktion Westberlin (HAW). Sie wurde zum zentralen Ankerpunkt für weitere Aktivitäten – wie die Pfingstaktion zur Abschaffung des § 175 im Jahr 1972 an der U-Bahn-Station Kurfürstendamm, die Pfingstaktion und »erste Schwulendemonstration« 1973 und – später, 1979 – der erste Berliner Christopher Street Day (vgl. Bildstrecke hier im Band, S. 59–73). Mit dabei jeweils Frauen und Männer, oft farbenfroh.

Gleichzeitig werden die bedrückenden Verhältnisse deutlich: Bei der ersten Demonstration 1973 tragen einige der Teilnehmenden eine Tüte über dem Kopf, um nicht erkannt zu werden. Noch drohen Entlassungen aus dem Arbeitsverhältnis, wenn die Homosexualität bekannt wird (heute gilt das nur noch bei wenigen Beschäftigungsverhältnissen). Wie weitreichend diese Bedrohung ist, wird den Aktivist\*innen oft deutlich, wenn sie ihr Studium beendet haben und ins Berufsleben wechseln – als Reaktion auf die Situation gründete sich in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) 1974 eine Gruppe für schwule Lehrer, initiiert von Detlef Mücke (vgl. den Beitrag von Wilfried Laule im Band). Neben solchen konkreten Bedarfen sorgen auch verschiedene Zielrichtungen und Meinungsverschiedenheiten für eine »Diversifizierung des Gruppenangebots«. So entsteht etwa 1974 die Allgemeine Homosexuelle Aktion (AHA); bereits 1972 gründeten die Frauen in der HAW eine eigene Frauengruppe, und es entstand schließlich das Lesbische Aktionszentrum (LAZ) (vgl. Ledwa, 2019, S. 29). Welch facettenreiches »Angebot« an Gruppen, Cafés und Druckerzeugnissen sich innerhalb kurzer Zeit herausbildete, wird – aktivistisch gerahmt – etwa aus den, den Band eröffnenden, Beiträgen von Manuela Kay und Peter Hedenström ersichtlich. 1975 gehörte Peter Hedenström zu den Gründern des Verlags rosa Winkel, einige Jahre später übernahm unter anderem Egmont Fassbinder die Verlagsleitung (vgl. ausführlicher im Beitrag von Egmont Fassbinder). Einen Eindruck von der pulsierenden schwulen und lesbischen literarisch-kulturellen Szene gibt Jayrôme C. Robinet entlang des »Queer Spoken Word«.

Markanter als in *Nicht der Homosexuelle ist pervers ...* wird das sich herausbildende Westberliner *schwule* und auch *queere* Lebensgefühl in Praunheims Film *Stadt der verlorenen Seelen* (1983) abgebildet – mit dabei Jayne County, die in ihrem Beitrag auch von der Produktion des Films berichtet. Hier zeigen sich Offenheit und Geschlechterspiel – wie sie, auf ihre je individuelle Weise, in allen folgenden Beiträgen repräsentiert sind. Und

wie sie für Westberlin besonders scheinen. Lesbische, schwule und trans\* Perspektiven lassen sich gar nicht trennen – eine Situation, die man heute als »queer« bezeichnen würde. Insbesondere İpek İpekçioğlu, Jayrôme C. Robinet, Nora Eckert, Jayne County, Gérôme Castell – Gérômina –, Bilbo Calvez, Cihangir Gümüştürkmen und Danielle de Picciotto heben die geschlechtlichen Möglichkeitsräume hervor. Gérôme Castell führt plastisch aus: »Am Anfang zeigte ich natürlich: Hollywood-Filmweiblichkeit: ganz lange Wimpern, ganz lange Haare, ganz viel Hüfte, ganz korsettierte Taille, dass ich alles so zurechtgeschnürt habe, dass ich als Marilyn Monroe durchgehen würde. Super-hyper-über-weiblich.« Die extravaganten Kleider für nicht wenige lieferte dabei Danielle de Picciotto, die schließlich mit der Love Parade »Farbe und Opulenz in der Kleidung auf die Straßen« bringen wollte. Und Nora Eckert betont den existenziellen Charakter dieser Stadt und führt die Bedeutung der Möglichkeitsräume für die trans\* Emanzipation aus:

»Die Entdeckung meiner weiblichen Identität kommt mir rückblickend wie ein Akt der Lebensrettung vor und die Stadt wie ein Rettungsring. [...] Denn diese Stadt hat aus meinem Leben als Transfrau eine Erfolgsgeschichte werden lassen. [...] Mit der sprichwörtlichen Berliner Schnauze freundete ich mich sofort an, diesem offenbar genetisch vererbten Antipathos. Auch die Gefühlsfrequenz stimmte hier. Ich empfand sie als schnörkellos und trotzdem herzlich, als ruppig, aber nie nachtragend. Darin fand ich mich wieder und es hat nicht unwesentlich zur Robustheit meines Selbstbewusstseins als Transfrau beigetragen. Meine Freundinnen waren da nicht anders gestrickt. Wir konnten austeilen und lernten, eine Menge wegzustecken.«

Ganz ähnlich beschreibt Jayne County die Bedeutung Westberlins für ihr Selbstverständnis: »Aber Miss Sugar, die Queen, die in Romy Haags Klub in Berlin arbeitete, schlug [als Vornamen] Jayne vor. Ich fühlte mich viel wohler damit.« Und weiter:

»Während meiner Zeit in Berlin war ich fast so weit, mir zu überlegen, eine völlige Geschlechtsanpassung machen zu lassen; es wäre wirklich nicht schwierig gewesen es anzugehen, und alle Welt erwartete auch, dass ich es tun würde. Ich weiß nicht, warum ich mich dagegen entschieden hatte. [...] Ich bin so zwischen den Geschlechtern glücklich; ich fühle mich wohl und ich mag eigentlich sogar die Idee. Diese ganze Sache, weder weiblich noch

männlich zu sein, eine Mischung aus beidem zu sein – ein Hermaphrodit, ein Eunuch –, das alles gefällt mir. Für manche mag das zu undefiniert sein, dass man weder das eine noch das andere sein kann. Darum treibt es viele Transen zur Geschlechtsanpassung und sie können nicht ruhen, bis sie sie endlich hatten. Für mich war das nie was, und der einzige Grund, warum ich überhaupt nachgedacht hatte, war, dass viele Mädels damals diesen Weg gingen. [...] Langsam fing ich an zu verstehen, wie viele Schattierungen es gibt, eine Transe zu sein.«

Dass Westberlin eine Stadt der Möglichkeiten werden konnte, hatte viel mit der besonderen Situation der Stadt zu tun. Die Investitionen – gerade die privatwirtschaftlichen – in der umschlossenen Grenzstadt waren spärlich, zugleich gab es Berlinförderungen, die zumindest staatlich die Attraktivität der Stadt steigern sollten. Dennoch: Die Fassaden waren grau, mit Einschusslöchern vom Krieg und zuweilen baufällig. Die Mieten waren oft niedrig. Bilbo Calvez hatte schon in Paris gehört: »In Berlin kannst du leben ohne Geld.« Und das stellte sich dann auch so heraus: »Um Filme zu realisieren, hat man kein Geld gebraucht. Die Leute haben mitgemacht für umme, den Film konntest du fertigmachen für nichts. Auch leben konntest du mit nichts. Diese Geldfreiheit habe ich sehr genossen.« Katharina Oguntoye sieht das ganz ähnlich:

»West-Berlin, das war eine Insel – ein kulturelles, alternatives Paradies, umgeben von Stacheldraht. Das Geld saß woanders, vor allem in Frankfurt, aber hier gab es ja kaum Industrie. Also ließ man uns in Ruhe und ließ der Fantasie und Energie der Menschen freien Lauf.«

Danielle de Picciotto hebt weitere Kennzeichen von Westberlin hervor, die gerade auf »alternative« Leute einladend wirkten:

»Berlin war ja der Ort für alle, die exzentrisch waren oder die sich von der Politik des übrigen Deutschlands absetzen wollten. Es war ein Sammelsurium von allen möglichen exzentrischen Charakteren, die so eine Inselsituation und eine so karge Stadt gut fanden. Berlin war relativ arm und abgeschieden. Von daher gab es keine Luxusgüter und zum Beispiel nicht die Möglichkeit, irgendwelchen Luxus zu shoppen. Es gab so Basissachen: Essen, Möbel, ein paar Klamottenläden, aber es wurde wahnsinnig viel selber gemacht. Den Leuten, die nach Berlin gegangen sind – Künstlern, aber auch



Leuten, die nicht zur Bundeswehr wollten – ging es um Alternativen. Echte Berliner gab es in der Kulturszene natürlich auch, aber sehr viele waren doch zugezogen.«

Und Westberlin gab – etwa im Vergleich zu New York – den sicheren Rahmen dafür. Die legendäre Jayne County – vgl. ihre Autobiografie *Man Enough to be a Woman* (1995), aus der hier im Band das »Berlin-Kapitel« erstmals in deutscher Übersetzung veröffentlicht wird – hob im Interview mit *tip* diesen »sicheren« Rahmen hervor:

»Berlin ist auch sicher. In New York mußt du Angst haben, daß du erstochen wirst, wenn du bloß um die Ecke biegst, oder daß du von einer Bande verfolgt und vergewaltigt wirst, weil du dein schönstes Partykleid anhast. In Berlin kannst du dein schönstes Partykleid tragen und die ganze Nacht auf der Straße bleiben« (County, 1981, S. 30).

Danielle de Picciotto betont diese Einschätzung für New York, wo sie zeitweilig wohnte, und Westberlin:

»In Berlin musste ich als Frau keine Angst haben. Also ich musste insgesamt keine Angst haben, aber auch nicht als Frau. [...] Ganz New York war damals [hingegen] super gefährlich – ich habe in Queens bei meinem Vater gewohnt und war teilweise bei einer Freundin in Manhattan. Das war alles damals unfassbar gefährlich. Man musste bestimmte Straßen meiden, war ständig auf der Hut, wurde andauernd überfallen. Ich hatte Glück, dass mir nichts Schlimmeres passiert ist. Einige Lehrer und Mitschüler, Mitstudenten sind erschossen worden. Also 84, 85, 86 waren in New York eine richtige Hardcore-Zeit.«

Bilbo Calvez schließt mit gleicher Intention für Westberlin an:

»Du kannst um vier Uhr nacht auf der Straße laufen, es macht dich keiner an. Ich wurde in Berlin nie angemacht. Gar nicht. Das ist ein wunderbarer Aspekt dieser Stadt. Du wirst nicht beurteilt, und du musst dich nicht verstellen, niemals.«

Und auch Gérôme Castell hatte in Westberlin – im Vergleich zu später – nichts Negatives erlebt:

»Wenn ich frühmorgens aufgetakelt wie ein Weihnachtsbaum aus der Nacht nach Hause torkelte, wagte niemand zu fragen: »Wie siehst denn du aus?« [...] Warst du nett, war man nett zu dir. Es galt: Es ist nett, wichtig zu sein – aber viel wichtiger, nett zu sein. Wie es hereinschallte, schallte es auch wieder heraus. Heute musst du so aufpassen, wo du hingehst und was du sagst. Die Berliner Schnauze mit Herz vermisste ich sehr.«

Aber auch die hier erzählte zweite Emanzipationsgeschichte war mit Herausforderungen konfrontiert. Sie deuteten sich schon mit möglichen Entlassungen an, die drohen konnten, etwa wenn die Homosexualität, das Geschlechterspiel oder das Trans\*-Sein dem Arbeitgeber bekannt wurden. Und das konnte leicht geschehen, etwa wenn man die Schminkrückstände des Doppellebens nach einer Partynacht nicht rückstandslos beseitigte. Arbeitsplätze für Trans\*? Unterstützungsmöglichkeiten? Engagierte bauten sie erst nach und nach auf, angefangen bei der oben genannten Gruppe für schwule Lehrer in der GEW. Eine weitere Herausforderung ergab sich mit Aids – oder der »Schwulenpest« oder dem »Schwulen-Krebs«, wie die tödliche Immunschwächekrankheit anfangs genannt wurde. »In diesen Jahren sind in Westberlin Trauerfeiern für durchschnittlich junge, oft unkonventionelle Menschen zunehmend an der Tagesordnung, die teils am Rande oder außerhalb der Normen der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft gelebt haben«, fasst Dieter Telge die Situation unter HIV und Aids zusammen – und gibt im Band einen Überblick über die Entwicklungen. Es bilden sich – und auch hierbei ist Westberlin zentral – erste Selbsthilfe- und Unterstützungsstrukturen heraus, auch weil bundesdeutsch – etwa von Peter Gauweiler und Horst Seehofer – über drakonische Sanktionierungen gegen potenzielle »Risikogruppen« diskutiert wird (vgl. Dieter Telge in diesem Band).

»Aids hatte sich in die Szene gefressen wie ein Geschwür«, beschreibt Egmont Fassbinder seine Erfahrungen, und weiter: »Noch heute denke ich allenthalben, wenn ich durch meinen Kiez, durch Schöneberg, radele, hier hat mein Ulrich gewohnt und hier Dieter. Hier bin ich Michael noch einmal begegnet, er war von der Krankheit schon schwer gezeichnet«. Cihangir Gümüştürkmen erläutert ganz ähnlich:

»Jürgen starb Ende August 1987 im AVK (Auguste-Viktoria-Klinikum). Ein paar Jahren später ging ich wieder ins gleiche Klinikum, weil ein anderer Freund krank war. Dort, wo Jürgen fast noch allein gelegen hatte, waren nun

viele schwule Männer – im Raucherraum war die Hölle los. Es war ein sehr beklemmendes Gefühl, als ich nach diesem Besuch in das *Andere Ufer* [...] ging. Da waren sie alle so vergnügt und fröhlich – das war alles so grotesk. Es wurde viel weggeschaut und ignoriert, und so sind viele Menschen, die ich kannte, bis Ende der Neunzigerjahre an HIV gestorben.«

Yener Bayramoğlu macht in dem oben bereits angeführten Band *Queere (Un-)Sichtbarkeiten* deutlich, wie wichtig es ist, nicht nur eine einfache queere Fortschrittsgeschichte zu schreiben und auf die »positiven« Seiten zu sehen; vielmehr gehe es bei der Betrachtung queerer Geschichte um eine »Geschichte voller trauriger Momente« (Bayramoğlu, 2018, S. 14). Auch »solche traurigen Momente [sind] so prägend, sogar konstitutiv für viele queere Identifikationen« – und auch wenn es wichtig sei, die »glücklichen Momente [und ...] Stolz als schöpferische[] Kräfte[]« zu untersuchen, so gelte es auch, die »Momente der Scham als prägend für die Identifikationsprozesse in den Blick zu rücken« (ebd.). Mit Scham seien Verletzlichkeiten verbunden, die konstitutiv für Identifikation und Geschichte seien.

## Das ist Berlin, das war Berlin

Ob »Halbstadt« einer »Doppelstadt«, wie Dieter Telge einordnet, »ein Berlin«, »Westberlin« oder »West-Berlin« – die Stadt hat für sich funktioniert und hat, durch ihre Spezifika wie Kargheit und zum Teil billige Mieten sowie alliierte Sonderregelungen, ein eigenes Flair, einen eigenen Kosmos geschaffen. Darin sind sich, bei aller gebotenen Heterogenität von Perspektiven – die sich auch in der Gestaltung der Beiträge zeigt, bei der die Autor\*innen zu Kreativität eingeladen waren –, die Beitragenden des Bandes einig. Mit dem »Fall der Mauer« und der Wiedervereinigung war das vorbei. Manche der Beitragenden machen die Veränderungen, die die Offenheit einschränkten, auch schon früher aus. Danielle de Picciotto beschreibt ihre Wahrnehmung: »Das Exzentrische, das ich – aber auch Motte<sup>3</sup> – so mochten, ist insgesamt verschwunden. Nicht nur im Techno. Mit den Renovierungen und der Gentrifizierung ist das alles glatt und gerade und, meiner Meinung nach, leer geworden.« Bilbo Calvez geht in

3 Dr. Motte (Matthias Roeingh), Musiker und DJ. Informationen: <https://www.drmotte.de> (28.01.2021).

ihrem Beitrag in eine ähnliche Richtung und fokussiert noch deutlicher auf die Bedeutung des Geldes für die Veränderungen:

»Dann kam das Geld. Vor dem Mauerfall war es in Berlin nie um Geld gegangen. Es ging um das Machen, darum, mit anderen etwas zu erschaffen. Es gab sogar eine Berlin-Zulage. Es gab keine Obdachlosen, niemanden, der gehungert hat. Westberlin war der Spiegel des Westens für Ostberlin. In Ostberlin war es genauso – auch dort sollte man denken, dass alles super ist. [...] Dann fiel die Mauer – und plötzlich ging es ums Geld. Es ging nur noch ums Geld. Die Stadt hat sich sehr verändert. Ich sage nicht, dass das gut oder schlecht ist. Aber Berlin ist eine völlig andere Stadt geworden, eine Stadt wie jede andere.«

Auch Gülşen Aktaş weist gerade auf Gentrifizierung als aktuelle Veränderung hin – kurz vor unserem Gespräch hatte sie auch die Kündigung von ihrem Vermieter erhalten, für ihre Wohnung, in der sie mehr als 30 Jahre gelebt hatte. Sie beschreibt aber weitere Veränderungen, die die folgenden Jahrzehnte ebenfalls prägen sollten: »Mit dem Mauerfall sehe ich – das war lustig – viele Ostdeutsche hier flanieren, und ein kleines Kind sagt: ›Mama, Mama, so viele Ausländer hier.«‹ Cihangir Gümüştürkmen hat ähnliche Entwicklungen wahrgenommen:

»Die Busse waren überfüllt und ein West-Berliner rief einmal: ›Geht doch alle wieder nach Hause.« Ein Ostdeutscher konterte: ›Wir sind doch hier zu Hause.« So lustig, wie sich das anhört, war es nicht. Mein Bruder, der von Spandau bis nach Rudow mit der U-Bahn zur Arbeit fuhr und manchmal vor Müdigkeit einschlieft, wurde von einer Frau geweckt, die zu ihm sagte: ›Du kannst jetzt nach Hause in die Türkei fahren, wir sind jetzt da!‹ Ich persönlich habe solche Erfahrungen nicht gemacht. Wir gingen unter anderem in die Kiezkeiße *Stiller Don* in Prenzlauer Berg. Ich fand, dass die Ostdeutschen in vieler Hinsicht angenehmer waren.«

Auch Gülşen Aktaş möchte in ihrem Beitrag die Pauschalabwehr gegen Ostberliner nicht gelten lassen; und Koray Yılmaz-Günay weist auf die Pogrome und rechtsextremen Morde in Ost und West in den 1990er Jahre hin.

Sichtbar wird, dass es die Stadt *Westberlin*, so wie sie hier im Band beschrieben wird, nicht mehr gibt. Durch den »Fall der Mauer« und die

Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten – und dabei auch Westberlin – gibt es keine von Grenzen umschlossene, für Investitionen unattraktive Sonderstadt mehr, in der Sonderrechte gelten, die etwa für wehrpflichtige Männer anziehend wirken könnten. Vielmehr ist Berlin nun Bundeshauptstadt – und eine Stadt wie jede andere auch. Gérôme Castell nahm in den 1990er Jahren eine besonders bedrückte Stimmung in Berlin wahr. Gerade durch die Hausr umungen habe man sich hilflos gefühlt und mitbekommen, dass man keine Macht hat. Als Reaktion flüchtete sich G r mina in dieser Zeit an den Wochenenden nach München, wo eine positive Lebenseinstellung herrschte und – für eine Diva nicht minder interessant – auch die Punks nach Chanel rochen. Auch Danielle de Picciotto kehrte Berlin vorübergehend den Rücken und fand im Süden Neuseelands eine Stadt, die in den Möglichkeiten dem Berlin der 1980er Jahre ähnlich war. Gleichzeitig sieht sie aktuell, etwa durch die Proteste gegen Gentrifizierung, seit einigen Jahren in der Stadt wieder Potenzial:

»[S]o ab 2017 merke ich, dass sich Berlin verändert, dass Leute gegen die Gentrifizierung ankämpfen. Und gleichzeitig wurde die trans Szene wieder stärker. International sowieso, aber auch in Berlin. Die neue Generation hat diese gender bergreifende Haltung, die ich super finde. Da fühl ich mich wohl. Ich mache ja viele Veranstaltungen, auch Ausstellungen, und merke dabei, dass die neue Generation tatsächlich wieder anders ist, der in den 80ern ähnlich. Damit gef llt mir Berlin wieder besser. Es wird wieder politischer, es gibt wieder dieses trotzig-aufm pfige und diese, in jeder Hinsicht, Grenzen aufhebende Haltung. Heute ist es zudem viel internationaler – das hatte mir zuvor in Berlin gefehlt, bis auf ein paar Expats (Amerikaner). Das erinnert mich heute an New York, das schon damals viel internationaler war als Berlin in den 80ern.«

Und hier lohnt es sich, anzuschließen – und die beiden Emanzipationsgeschichten miteinander zusammenzuführen. Das muss gar nicht als große Aufforderung stehen, vielmehr passiert das aktuell durch die Jüngeren, wenn wir an die jüngeren queer-feministischen Kontexte denken, in denen zunehmend Queers unterschiedlicher Positionierungen zusammenfinden, gemeinsam Aushandlungen führen und mitunter auch gemeinsam streiten – etwas, was zuvor, etwa in Westberlin, durch eine unsichtbar verlaufende Grenze nicht möglich erschien, von wenigen Biografien und von punktuellen feministischen und lesbisch-feministischen Kongressen und politi-

schen und künstlerischen Aktivitäten abgesehen, von denen etwa Jayrôme C. Robinet in seinem Beitrag einige Eindrücke eröffnet. Schwarze und jüdische Lesben haben, etwa mit dem Band *Farbe bekennen: Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte* (Oguntoye et al., 1986) und dem Schabbeskreis (gegründet 1984) den Grundstein gelegt und viele Frauen unterschiedlicher Positionierungen ließen sich auf die Aushandlungen bei verschiedenen großen Kongressen ein, nachlesbar etwa im Band *Sind wir uns denn so fremd? Ausländische und deutsche Frauen im Gespräch* (Bargan et al., 1985).

Was lässt sich alles gewinnen, wenn man sich für die unterschiedlichen Geschichten interessiert! Etwa zu politischen Kämpfen und individuellen Verletzungen in Bezug auf Aids: Yener Bayramoğlu hat hier mit seinem Essay »M. – Das Gespenst einer Aids-Dystopie« (Bayramoğlu, 2019), das auf die Erfahrungen in der Türkei fokussiert, einen interessanten Aufschlag gemacht, der sich etwa gemeinsam mit Ulrich Würdemanns Buch *Schweigen = Tod, Aktion = Leben: ACT UP in Deutschland 1989 bis 1993* (Würdemann, 2017), Dieter Telges Beitrag hier im Band sowie den beschriebenen Erfahrungen Egmont Fassbinders und Cihangir Gümüştürkmens gut diskutieren lässt. Oder, wie kommen queere Juden\*Jüdinnen und Nicht-Juden\*Jüdinnen gut ins Gespräch, einerseits über aktuelle sexuelle und geschlechtliche Verständnisse, andererseits über eine Erinnerungsarbeit, sodass in der »hegemonialen« queeren Erinnerungskultur auch schwuler, lesbischer und trans\* Juden/Jüdinnen gedacht werden kann, die in den deutschen Konzentrationslagern ermordet wurden? Gülşen Aktaş macht deutlich, wie gerade das Interesse an jüdischem Leben und Erfahrungen ihr politisches Engagement nach ihrer Ankunft in Deutschland – zunächst in Frankfurt – geprägt hat. Etwa die Jewish Antifa Berlin oder die Macher\*innen des Zeitschriftenprojekts *Jalta* könnten aktuell auch für christliche und christlich-atheistische Schwule, Lesben und Trans\* interessante Gesprächs- und Aktionspartner\*innen für queere jüdische Themen sein.

Im Kleinen und Individuellen findet der Austausch bereits statt. Das gilt auch im Austausch zwischen Deutschland und der Türkei, wie Martin Greve in seinem Band *Die Musik der imaginären Türkei* bereits 2003 für den musikalischen Austausch ausführt. Dabei würden »komplexe und ständig weiter mäandernde Patchworks sozialer Identitätsdiskurse erkennbar«, die allerdings noch immer oft »eine Art Projektionsfläche« für die je unterschiedlichen stereotypen Vorstellungen darstellten (Greve, 2003, S. 458).